Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Schicksale einer Offiziersfrau
Autor: Hess, David
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572057

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Da lächelte Afifah ein wenig. Dem Reumütigen aber gab sie die liebliche Antwort:

„Dessen bedarf ich nicht, wenigstens nicht für meinen Fuß. Aber wenn du mich ein wenig lieb hättest, so wüßte ich ein Zaubermittel, dem Schaden in wenigen Stunden abzuhelfen. Aber eben" — sie seufzte — „ein wenig Liebe gehört dazu, und die ist teurer als Herzblut!"

„Ich habe dich ja lieb," antwortete der bedrängte Hossain. „Gebiete über mich! Ich bin ja zu allem willig, wenn nur dein Füßchen wieder heil wird."

„Es ist nicht so leicht, wie du meinst," antwortete Afifah. „Höre zuvor! Zuerst mußt du von meinem Kamel ein grünes Täschchen an dich nehmen und dabei dreimal meinen Namen aussprechen. Das Rezept sagt, daß, je inniger der Name des Erkrankten genannt werde, um so vollständiger der Erfolg sei. In dieser Tasche ist alles, was wir brauchen: ein Büchschen Wunderbalsam und ein Streifen gesegneter Leinwand. Damit mußt du meinen Fuß verbinden. Hast du alles das getan, so wartet erst die Hauptsache deiner. Wenn du mich aber nicht sehr lieb hast, so wollen wir besser der Natur ihren Lauf lassen. Der Fuß wird ja wohl auch so wieder heilen, nur daß ich" — sie seufzte wieder — „eine Krüppelin bleiben werde."

„Quäle mich nicht, sondern traue mir!" bat Hossain. „Habe ich dir denn nicht gesagt, wie sehr ich dich lieb habe und daß mir nichts zu viel sein wird? Sprich weiter, Afifah! Sprich weiter!"

Afifah hob die Hand. „Uebernimm dich nicht; es wird schwer sein! ... Um Mitternacht mußt du dann mit mir eine Meile weit gegen Westen reiten. Und wenn die Meile abgeritten ist, so mußt du mich dreimal auf den Mund küssen. Alsdann wird mein Fuß werden, wie er vordem war; der Schaden aber wird in deinen eigenen Fuß fahren und nie mehr heilen. Willst du nun immer noch, Hossain, so gehe und hole mir die grüne Ledertasche!"

Und Hossain ging, um die grüne Ledertasche zu holen. Er wollte lieber selber zum Krüppel werden, als seinem Freund gegenüber Afifahs Unfall verantworten müssen. Er glaubte an die Wunderkur, er hielt fest an seiner Treue gegen seinen Freund und hätte noch viel Schlimmeres auf sich genommen Afifah zuliebe.

(Fortsetzung folgt).

Schicksale einer Offiziersfrau.

Nachdruck verboten.

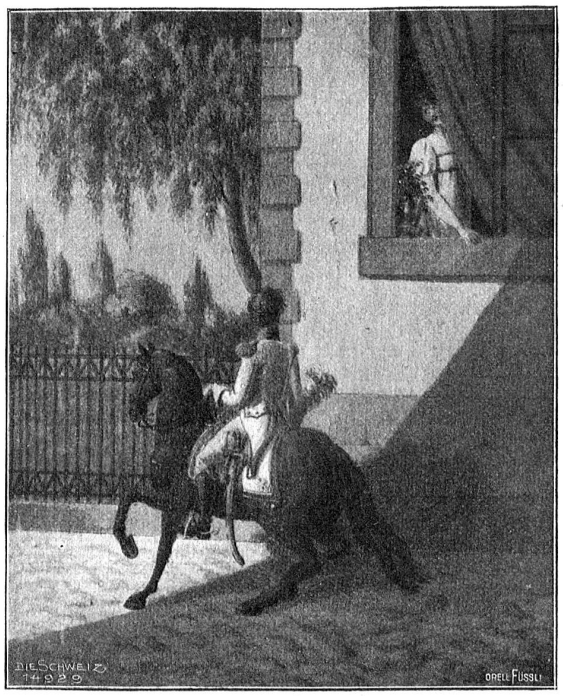
Ein Alltagsroman in fünfzehn Bildern vorgestellt von **David Heß** (1770—1843).

In keiner der David Heß gewidmeten Publikationen finden sich die fünfzehn Bilder mit ihrem Roman erwähnt; er hat über seinem reichen Lebenswerk sich vermutlich nicht mehr daran erinnern mögen*). Wenn wir sie dennoch aus seinem Nachlaß ausgraben und hier wiedergeben, so geschieht es nicht im Gedanken, daß dem kleinen Werk mit dem Vergessen großes Unrecht geschehen sei. Weder der Inhalt noch die Figuren rufen einer Rehabilitation. Aber die liebevoll ausgeführten kleinen Aquarelle dieses ungedruckten Büchleins geben uns mit all ihren behaglichen Schilderungen ein so deutliches Bild von der Toilette und dem Interieur der Zeit, daß sie uns um dessentwillen der Verbreitung wert schienen und ohne Zweifel dem einen und andern wenigstens etwas zu sagen haben.

Der Roman hat wie so vieles im Werk unseres Heß einen erzieherischen Zweck. Er lobt den altschweizerischen gesunden Menschenverstand, der da nie vergißt, daß zweimal zwei gleich vier, daß die Eltern besser rechnen können als die Kinder, und demgemäß verlangt, daß diese in Vereinigung gerade der wichtigsten Angelegenheit im Leben nicht ihrer eigenen vorwitzigen Nase zu folgen brauchen. Liegt doch schon in dem bloßen Wort Neigung die Anweisung auf einen Fall. Man soll also dankbar sein, wenn man Eltern hat, die so gut für einen denken. Es ist aber noch mehr als das. Nicht nur Weisheit ist es, den überlegenen Entscheidungen der Eltern sich zu fügen. Der Umstand, daß das Kind der künftige Träger des elterlichen Besitzes ist, gibt den Eltern, denen alles gehört, das Recht, wie über das Geld, so auch über dessen spätern Verwalter zu bestimmen.

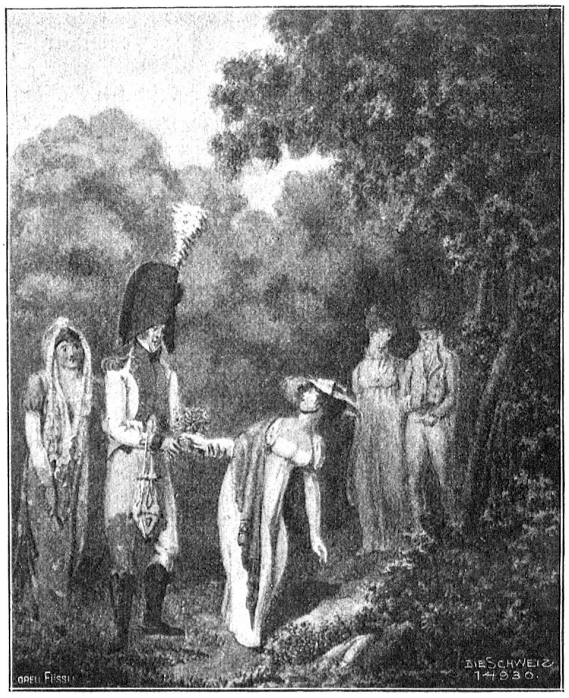
Alles das sind keine neuen Grundsätze und waren es auch zu David Hessens Zeiten nicht. Aber sie sind hier mit einer Ehrlichkeit und einer Eindringlichkeit gepredigt, sind so unbefangen und unbeirrt ausgesprochen, daß das Opuskel hiedurch beinahe eine gewisse Originalität gewinnt. Wir gestehen wenigstens offen ein, zum ersten Mal davon zu lesen, daß eine Mutter ihrem Sohn den Vater als abschreckendes Beispiel vorhält, nicht etwa, weil er trank, nicht etwa weil er spielte, sondern gewissermaßen, weil er sich erlaubt hatte, sein Vater zu werden durch die Liebe und eheliche Verbindung mit einem schönen und unbedachten Kind, das es eigentlich viel „besser" hätte haben können. Und zwar hält sie dem Sohn die Warnungen vor unbeirrt durch die letzten Worte des sterbenden Mannes, der sich durch die Furcht vor solch nachträglicher Kritik noch die letzten Atemzüge beengen läßt.

Möchten wir den vielen Lesern, denen die Pädagogik in der „Schweiz" ab und zu ein wenig zu versagen scheint, mit der Darbietung dieser wohlgemeinten kleinen Paraphrase des fünften Gebotes für einmal eine gefällige Kompensation ent-

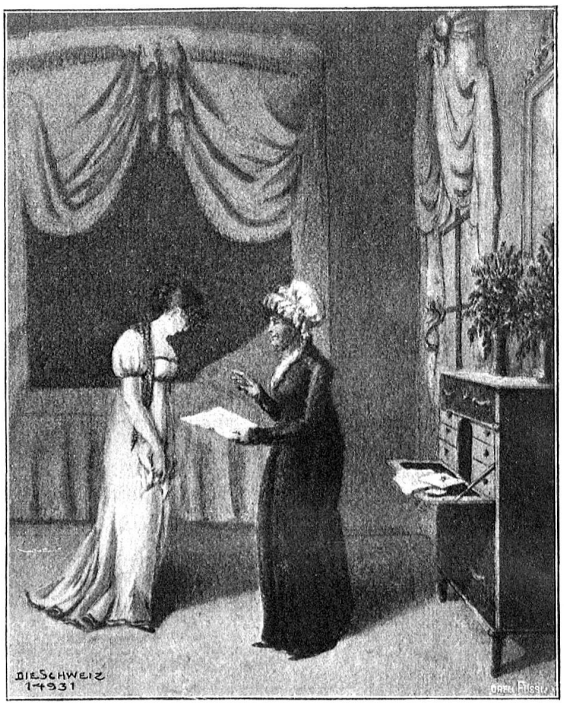


I. Er reitet vorbei.

*) Wiederum verdanken wir Herrn Dr. Conrad Escher die Bekanntschaft mit dem Büchlein von David Heß; es wird aufbewahrt in der Stadtbibliothek von Zürich. A. d. R.



II. Sie spricht mit ihm durch Blumen.



III. Die Mutter inquiriert.

richtet haben! Die andern können es als Kuriosum genießen und brauchen sich durch das, was David Heß zwar sich hat passieren, aber nicht drucken lassen, von der Hochschätzung für den großen Schriftsteller um kein Jota zu entfernen.

Als großen Schriftsteller bezeichnen wir ihn, wollen wir ihn immer feiern, den Biographen des Salomon Landolt und Kaspar Schweizers, den Verfasser der Badenfahrt, den gewandten Dichter und Zeichner, den feinen, vornehmen Menschen. Ob er auch infolge unfreiwilligen langjährigen Militärdienstes, des Verlustes seiner besten Entwicklungsjahre sich für zeitlebens zum Dilettanten verurteilt fand, den Namen, den Rang eines Großen in der schweizerischen Literatur- und überhaupt Kulturgeschichte hat er sich doch festgelegt. In diesem Sinn mag auch unsere kleine Indiskretion aus seinem Nachlaß sich als verkappten Beitrag zu seiner Ehrung ausweisen, indem sie den Anlaß gibt, wieder seinen Namen und mit ihm die Namen seiner Hauptwerke zu nennen und für einmal mehr in Erinnerung zu bringen. Seine Biographie hat bekanntlich der Herausgeber des Schweizer-Buches, Jakob Bächtold, geschrieben und dem genannten Bande vorausgeschickt. E. Z.

* * *

Einleitung.

Emma war die einzige Tochter vornehmer und reicher Eltern. Die Natur hatte sie mit Reizen freigebig ausgesteuert, und früh schon huldigte man dem fröhlichen Mädchen, das die Welt für einen großen Tanzsaal und das Leben für einen lustigen Walzer ansah. Mit leichtem Sinn hüpfte sie durch die Blumengänge der Jugend, trug das Herz auf den Lippen und die Seele in den offenen blauen Augen. Sie brachte Lust und Leben in jeden Zirkel, und ohne Emma war man nur halb froh.

Für Liebe geschaffen und gestimmt, konnte Emmas Herz nicht lang frei bleiben. Ihre naive Unschuld hatte einen flüchtigen Schmetterling angezogen. Major Helwing machte ihr den Hof, und ob er gleich wenigstens fünfzehn Jahre älter war als sie, so wußte der Wohlerfahrene das kirre Täubchen doch so zu locken, daß es ihm — sich selbst fast unbewußt — entgegenflatterte. Kann sich ein junges Mädchen immer Rechenschaft geben, warum es liebt? Das Herz hat seine besondern Launen und läßt sich nicht gern vom Verstand hofmeistern.

Emma glaubte ihre wachsende Neigung vor dem Major und vor den Augen der Welt zu verbergen; aber alle Welt konnte in Emmas Augen wie in einem Spiegel lesen, und Helwing war auch nicht blind.

I. Er reitet vorbei.

„Er reitet vorbei!" rief Emma zuweilen laut, wenn sie Hufschlag auf der Straße hörte, und selten irrte sie sich; denn Helwing ritt täglich mehrere Male unter ihren Fenstern vorbei, grüßte freundlich, ward ebenso freundlich, halb verschämt, hinter den seidenen Gardinen hervor wieder gegrüßt, und dann hatte Emma immer noch viel mit ihren Blumentöpfen zu schaffen, bis Helwing um die Ecke verschwunden war.

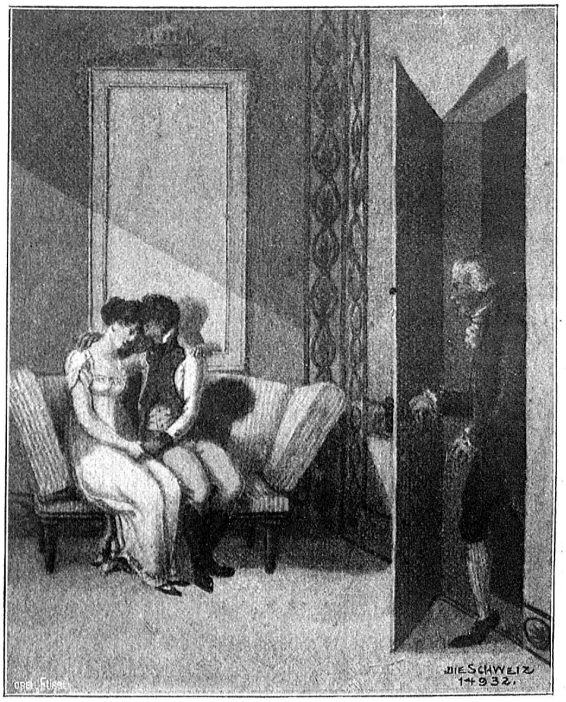
II. Sie spricht mit ihm durch Blumen.

O schöne Zeit der Jugend, wo das Herz seine innere Musik in der ganzen Natur wiederklingen hört, wo Wiesengrün von Hoffnung, das Blau des Himmels von Beständigkeit und die Rosen des Abends von Freude sprechen; wo jede Blume mit geheimem Sinn zum befreundeten Herzen redet und ein bunter Strauß, von liebender Hand gebunden, oft mehr sagt, als die wohlgewähltesten Worte — O schöne Zeit der Jugend, warum dauerst du selten länger als der Gesang der Vögelein im Frühling!

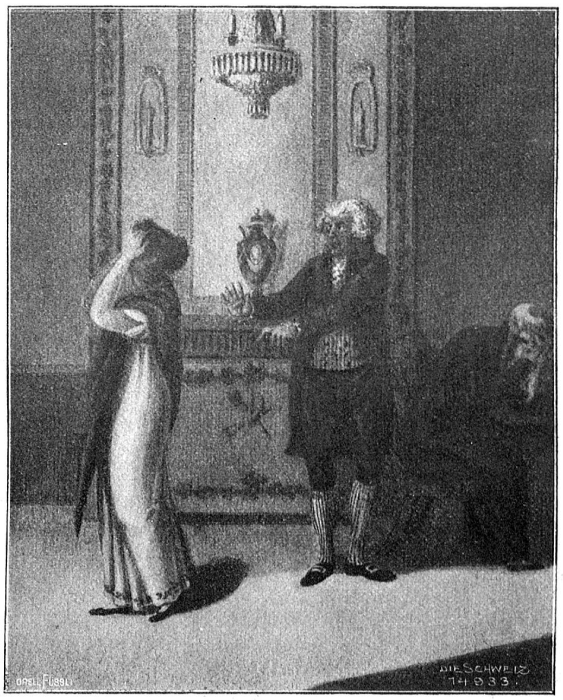
Beinahe täglich trafen Helwing und Emma in Gesellschaft zusammen, und wenn es sich immer tun ließ und das Wetter schön war, wurden Spaziergänge ins Freie veranstaltet, wo dann das Paar oft plaudernd vorauseilte oder zögernd zurückblieb, um sich ungestörter zu unterhalten. Oft auch nahm eine vertraute Freundin Helwings Arm; dann hüpfte Emma am Fußweg hin, suchte die schönsten Jelänger-Jelieber und Vergißmeinnicht, gesellte ihnen die zarte Sinnviole bei und reichte sie dem glücklichen Major mit einem Blick, der — wenn jene Blümchen auch nicht längst ihre bedeutenden Namen trügen — dieselben dennoch zu Dolmetschern der zärtlichsten Gefühle gestempelt hätte.

III. Die Mutter inquiriert.

Aber es kam eine Zeit, wo süß duftende Blumen zu ihrem Gedankenwechsel nicht mehr hinreichten und wo sie der Farbe des herben Gallapfels bedurften, um sich mitzuteilen, was die herbe Notwendigkeit gebot. Es war Regenwetter eingetreten; man kam nicht ins Freie, und Emma konnte also nicht anders als schriftlich ihrem Helwing offenbaren, daß ein reicher, ihr



IV. Sie werden überrascht.



V. Der Vater verstößt sie.

aber unausstehlicher Vetter aus der Fremde angelangt sei, dem die Eltern ihre Hand geben wollten. Zudem war Helwings Urlaub beinahe ausgelaufen und guter Rat in jeder Hinsicht teuer.

In der Tat hatte Emmas Vater schon lang den Plan zu einer Verbindung entworfen, welche seiner Emma den Glanz sichern sollte, den er besonders liebte und der auch in seinem Hause herrschte, ob er gleich daneben so karg war, daß er sich die Nase mit Papierschnittchen schneuzte, um seine Tücher zu schonen. Er liebte seine Tochter, aber mehr noch sein blankes Geld, und wenn er sich einmal etwas vorgenommen hatte, so mußte es durchgesetzt werden, wenn auch alles darüber zugrunde gegangen wäre. Was konnte Helwing von einem solchen Manne hoffen? Helwing hatte nichts, als was ihm seine Stelle eintrug: sein Verdienst war Tapferkeit und der Degen sein Adel.

Emmas Mutter teilte die Grundsätze ihres Mannes, doch war sie weicher und liebte ihre reizende Tochter mit aller mütterlichen Zärtlichkeit. Schon lange graute ihr vor dem Gedanken, Emmas bewegliches Herz möchte einmal für sich selbst wählen, ohne sich um die Pläne der Eltern zu bekümmern. Sie hatte das öftere Zusammentreffen des Majors mit Emma bemerkt; auch sie sah ihn oft vorbeireiten und die Blässe, welche Emmas Rosenwangen überzog, als von der Verbindung mit dem Vetter die Rede war, diese verräterische Blässe war dem scharfen Mutterauge nicht entgangen.

Emma und Helwing, nun völlig einverstanden, hatten angefangen, einander zu schreiben. Klagen von Emmas Seite und Entführungsprojekte von Helwing, im Fall die Eltern sich nicht erbeten ließen, waren die Punkte, um die sich der Briefwechsel drehte. Emma saß nun öfter als sonst an ihrem Schreibtisch. Einst wurde sie abgerufen; unterdessen kam ihre Mutter ins Zimmer, fand offene Briefe, las — und das ganze Geheimnis war verraten!

Als Emma wieder zum Schreibtisch eilen wollte, wie erschrak sie, als die Mutter dastand, einen Brief von Helwing in der Hand hielt und nun inquirierte! Arme Emma! Das harte Urteil, alle Gedanken an den unbemittelten Major aufzugeben, raubten ihr die Sprache, und starr wie eine Bildsäule konnte sie keine Worte finden, die Fragen der Mutter zu erwidern und ihren Auserwählten zu verteidigen, der ihr als ein Verführer geschildert wurde.

Der Vater, dem die Mutter ihre Entdeckung brühwarm mitgeteilt hatte, polterte gewaltig, sprach von Einsperren und Enterben, und Emma durfte eine ganze Woche lang nicht ausgehen. Vergebens ritt Helwing unter ihren Fenstern vorbei. Er sah wohl Emmas Blumentöpfe; aber die Gardinen blieben verschlossen, und hinter ihnen lauschte nicht das errötende Mädchen; denn es war in ein abgelegenes Zimmer relegiert.

IV. Sie werden überrascht.

Helwings Urlaub war bis auf wenige Tage verflossen. Aus einem flüchtigen Zettelchen, das Emma ihrer vertrauten Freundin hatte zuschicken können, erfuhr er die Ursache des unterbrochenen Briefwechsels. Mehrere Versuche, etwas an Emma gelangen zu lassen, schlugen fehl; sie wurde allzustreng bewacht. Da beschloß Helwing, der sich ebenfalls beobachtet sah, dem Schein nach abzureisen und dann, wenn Emma Luft bekäme, sie noch einmal zu sprechen, was es auch kosten möchte!

Seine List gelang. Als er eines Morgens mit Geräusch aus der Stadt verreist und nachmittags zum andern Tor wieder hereingeritten war, berichtete ihm sein Bedienter, den er auf die Lauer gestellt hatte, Emmas Eltern wären zum ersten Mal seit acht Tagen wieder ausgegangen. Er bedachte sich nicht lang, eilte ins Haus, suchte und fand seine Emma weinend in einem einsamen Kabinette.

Küsse, Tränen und Beteuerungen ewiger Liebe wechselten wohl eine halbe Stunde, ehe von einem vernünftigen Plan für die Zukunft die Rede sein konnte, und als der erfahrene Helwing eben einlenken wollte, ging die Türe auf, und herein trat mit zornigem Blick der Vater!

Helwing, statt sich umzukleiden, war in voller Uniform ins Haus gedrungen, und

Des Fräuleins Sittenmeisterin
Voll Gier nach schnödem Goldgewinn
Lief hurtig hin, die Taten
Dem Alten zu verraten.

Nach einigen heftigen Worten mußte Helwing, der den Vater seiner Emma nicht beleidigen durfte, sich entfernen, und das bestürzte Mädchen wurde unter dem Schlüssel verwahrt.

V. Der Vater verstößt sie.

Den folgenden Morgen ward Emma vor ihre Eltern gerufen. Die Mutter weinte still vor sich hin; aber der Vater erklärte ihr, daß sie entweder ihrem Vetter die Hand geben

VI. Sie werden getraut.

VII. Sie folgt dem Regiment.

oder seinen Fluch zu ihrer Verbindung mit dem militärischen Liebhaber mitnehmen müsse.

Emmas Phantasie war von der gestrigen Szene und von einer schlaflosen Nacht erhitzt. Ein ungewöhnlicher Mut hatte das leichtsinnige Mädchen ergriffen und ihr den romantischen Entschluß eingegeben, ihrer Liebe alle andern Rücksichten aufzuopfern. Noch brannten auf ihren Lippen die glühenden Küsse Helwings, noch wallte ihr Blut von der engen Umarmung. Wie hätte sie dem Glück entsagen können, das sie nur flüchtig genossen hatte? Sie erklärte ihrerseits mit feierlichem Ernst dem scheltenden Vater, daß sie keinen andern als den Major Helwing lieben, keinem andern ihre Hand geben werde.

„So geh denn hin!" rief der aufs äußerste gereizte Vater. „Geh hin mit deinem Verführer! Aber meine Tochter bist du nicht mehr; von nun an habe ich kein Kind mehr! Fremde sollen mein Vermögen erben, und meine Schwelle sollst du nie wieder betreten!"

Emma bedeckte das blasse Gesicht mit den Händen und wankte aus dem Zimmer.

Wohin sollte sie nun? Der Vater hatte sie verstoßen, von der Mutter durfte sie keine Unterstützung hoffen, und so ging sie in dumpfem, planlosem Brüten aus dem Hause der Eltern. Ihre unstäten Schritte trugen sie in die Wohnung ihrer Freundin. Dahin hatte auch Helwing sich begeben und erzählte eben, was vorgefallen sei, als Emma verstört hereintrat. Da fielen sie einander in die Arme, und nun vergaßen sie alles; denn sie waren vereinigt.

VI. Sie werden getraut.

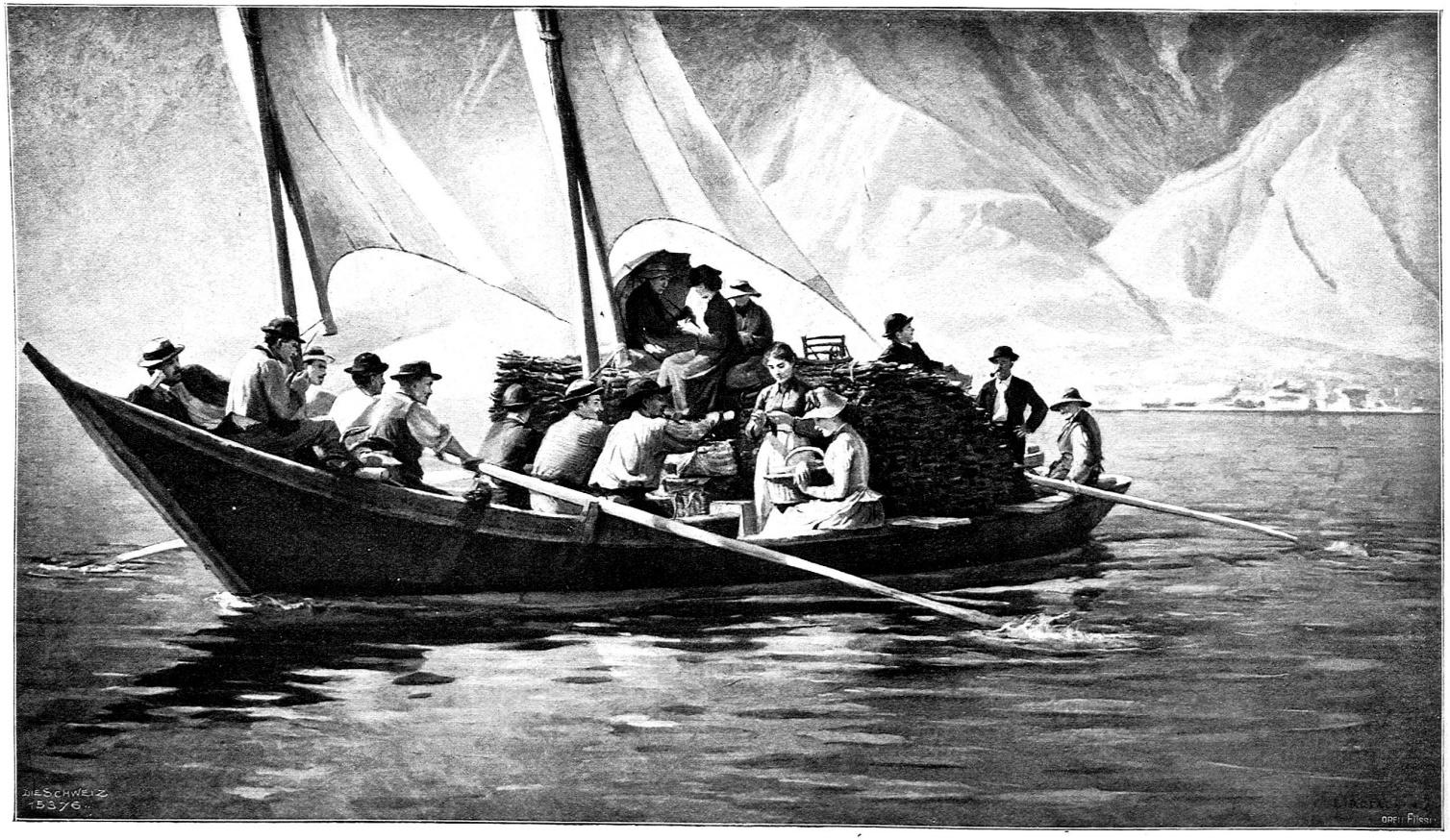
Es gehörte freilich nicht zu den Plänen des welterfahrenen Helwing, die schöne Emma so ganz ohne Mitgift zu erhalten. Aber — „Kommt Zeit, kommt Rat," dachte er. „Ist sie einmal meine Gattin und nichts mehr zu ändern, so werden die Eltern wohl nachgeben!" Schnell wurde Anstalt zur Abreise getroffen. In einer kleinen Dorfkapelle segnete ein armer, über alle Bedenklichkeiten mit Geld beschwichtigter Pfarrer das wandernde Brautpaar ein, und der Major führte seine Emma als Frau in seine Garnison.

VII. Sie folgt dem Regiment.

Auf die schöne Blütenzeit, die mit Gewittern geendet hatte, folgten nun die süßen Honigmonate, und für einige Zeit vergaß Emma im Rausch der Liebe das heimische Haus und ihre Eltern. Tägliche Lustbarkeiten, die bloß für sie veranstaltet schienen, erhielten sie in beständiger Zerstreuung. Ueberall wurde die schöne und lebhafte Frau mit Entzücken aufgenommen, und Helwings Kameraden machten ihr sehr geflissen den Hof. Ohne sich etwas zu vergeben, nahm Emma die Huldigungen ihrer vielen Anbeter als eine ihr gebührende Verehrung an, und Helwing fand sich zuweilen durch den Beifall geschmeichelt, den man seiner Frau zollte; zuweilen auch machte er ein ernstes Gesicht dazu. Indessen wäre alles gut gewesen, hätte er sie nur wieder mit ihren Eltern versöhnen können.

Als Emma nach Verfluß eines Jahres Hoffnung hatte, Mutter zu werden, und deswegen etwas eingezogener lebte, erwachten die Bilder der Vergangenheit, und ihr Herz blutete bei dem Gedanken, so ganz von ihren Eltern verstoßen zu sein. Sie schrieb nun bewegliche Briefe voll Reue nach Hause. Es erfolgte lang keine Antwort; endlich kam ein Kasten, in dem Emma zwar alle ihre zurückgelassenen Kleider und Kostbarkeiten, aber auch ihre Briefe uneröffnet wiederfand. Sie sah nun, daß keine Versöhnung mehr zu hoffen sei, und in diesem Zeitpunkt, wo die Stimme der Natur im weiblichen Herzen ohnehin reger wird, verfiel sie über die Härte ihrer Eltern und über die Folgen ihres Leichtsinns in eine stille Melancholie. Helwing hingegen war tief beleidigt; denn auch er hatte schon in den ersten Tagen seiner Ehe und seither oft wieder geschrieben und ebenfalls keine Antwort erhalten. Sein Stolz empörte sich; er wollte von den Eltern nun gar nichts mehr hören, und als Emma ihm einen Knaben gebar, so konnte er sich nicht entschließen, ihnen diese Nachricht zu melden.

Bald nachdem sich Emma wieder aus den Wochen erholt hatte, ward Helwings Regiment in eine entfernte Grenzfestung verlegt. Auf dem Marsch führte der Major sein Bataillon. Emma folgte in einer leichten Feldkalesche, ihren Knaben auf dem Schoß. Es war Winter, und auf der langen Reise hatte sie Zeit, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. „Ach, nur die Vögelein unter freiem Himmel können von Luft und Liebe leben!" dachte sie seufzend. Sie hatte zwar noch keinen Mangel gelitten; aber es mußte doch mit Helwings Solde gut gewirtschaftet werden, um die nun größer gewordene Haushaltung mit Ehren durchzubringen, und der weite Marsch mit den Truppen war sehr kostspielig. Sie hatte sich zwar warm gekleidet; aber die Schneeluft wehte sie und den Knaben doch unfreundlich an, und sie erinnerte sich jedesmal unwillkürlich



Auf der Fahrt zum Markt in Vivis.

Nach dem Gemälde von Frédéric Dufaux, Genf,
im Musée Rath zu Genf.

der zierlichen, wohlverschlossenen Berline ihres Vaters, wenn auf dem holprichten Wege ihre offene, mit allerlei Gerätschaft bepackte Kalesche gegen einen Stein stieß und sie und den weinenden Knaben unsanft schüttelte.

In der neuen Garnison war es vollends ganz anders als im väterlichen Hause; sie befand sich in einer alten kleinen Stadt, mußte mit ein paar niedern, unscheinbaren Zimmern vorlieb nehmen und vieles selbst besorgen, was sie sonst gewohnt war, von Dienstboten verrichten zu lassen. In der Festung gab es weder Theater noch Assembleen, also wenig Zerstreuung, und ihr Mann sah es nicht mehr gern, wenn sie Gesellschaft bei sich versammelte und wie ehemals lustig sein oder doch lustig scheinen wollte. Sie bemerkte eine neue Erscheinung an ihm, einen leisen Hang zur Eifersucht, den sie zwar nicht eigentlich ihrem Betragen zuschreiben konnte, der sich aber leicht erklären ließ; denn Helwing war, wie schon gesagt, viel älter als seine Frau.

(Schluß folgt).

Eine von vielen.

Nachdruck verboten.

Skizze von Johanna Siebel, Zürich.

(Schluß).

Elisabeth hält den Brief eine kleine Weile in der Hand; die Hand bebt. Sie hat nicht das Bedürfnis, die Worte noch einmal durchzulesen, jedes einzelne hat sich ihr mit einer schroffen, grausamen Klarheit eingegraben. Die Sätze führen in ihrem Hirn einen wilden, tollen Tanz auf. „Ich habe sicherere Kapitalanlagen gemacht," sagt mit kalter, hohnlachender Ueberlegenheit der eine. „Auch der Reiche hat seine Sorgen," kichert belustigt der andre; „da ist der Korpsstudent, da ist der Bonner Husar!" „Ja, unser Leben ist teuer," nickt der dritte mit protzendem Pathos. „Ich bin Dir wahrscheinlich eine Enttäuschung," spottet der vierte, und der fünfte sagt mit frommen Augen und sanftem, salbungsvollem Predigerton: „Aber ich will nur Dein Bestes!"

Ein wüster Schmerz sticht und wühlt in Elisabeths Hirn: „Ich weiß, ich weiß," ächzt sie gequält; „laßt mich!"

In ihren dunkeln Augen ist ein verständnisloser, leerer Ausdruck; die Muskeln ihres Gesichtes werden schlaff, blutlos.

Sie sieht totenblaß aus.

So steht sie lange starr, wie von Sinnen vor tiefenttäuschtem Leid. Dann nimmt sie den Brief, den sie vorher mit spitzen Fingern, als ob er sie stäche, auf den Tisch gelegt. Es überkommt sie, ihn in kleine Atome zu zerstücken; sie vermeint, es müsse eine Lust sein, ihn so zu zerfetzen, wie ihr die Hoffnungen zerfetzt worden sind. Doch als sie mit der Zerstörung beginnen will, bedenkt sie sich. „Nein, ich will ihn aufbewahren," sagt sie mit einer harten, klanglosen Stimme, „damit ich ihn durchlesen kann, wenn mich je wieder die Lust anwandeln sollte, mich nicht allein tapfer durchs Leben zu schlagen. Die Lektüre wird mir und andern die Mühe des Schreibens gründlich ersparen!"

Um Elisabeths blassen Mund irrt ein unsäglich bitterer Zug, als sie das Schriftstück jetzt mit umständlicher Sorgfalt in ihre Geheimkassette einschließt. Ihr ist zum Sterben elend zu Sinn; flüchtig durchzuckt ihre müden, leiderschöpften Gedanken die Möglichkeit, selbst all dieser Qual, diesem schmerzhaften Taumeln durchs Dasein ein Ende zu machen, zu schlafen, tief, traum- und fühllos zu schlafen. „Etwas, das niemand schadet und Selbstbefreiung bedeutet, kann kein Verbrechen sein," raunen die bleichen, zuckenden Lippen.

„Aber es wäre feige," schreit sie rauh und wimmert dann traurig: „Arme, kleine Seele, nun werde ich doch wortbrüchig! Und hatte doch gedacht, wenn nicht anders möglich, mir mit den Fingernägeln den Weg zum Vollwert des Lebens zu graben! Aber ich kann nicht kriechen, nicht betteln! Hörst du, ich kann nicht!" — — —

Dann nimmt sie die abgetragene Jacke und den abgenutzten Hut und geht, ihre Stunde zu geben; sie muß mit einem jungen, übermütigen Ding, das in der Schule nicht gut nachkommt, französische Verben konjugieren. Müde, schwerfälligen Schrittes zieht sie ihre schmächtige Gestalt durch die Straßen.

Als Elisabeth bei dem Hause ihrer Schülerin anlangt, muß sie sich einen Augenblick an dem Treppengeländer festhalten; ihr Herz klopft so schwer, und ihre Knie zittern; sie läßt sich eine kleine Weile in hilfloser Mattigkeit auf der Stufe nieder, um Atem und Kraft zu schöpfen. Dann tritt sie ins Zimmer.

Das junge Ding ist zerstreuter und vergnügter denn je; die Augen tanzen über das Buch hinweg in den goldenen Sonnenschein hinein: „Fräulein, Mama gibt mir am Samstag ein Maskenfest. Nach der Stunde muß ich mein Kostüm anprobieren, eine Pierrette, entzückend, sag' ich Ihnen, einfach himmlisch! Vetter Karl würde sagen: gletscherhaft schön; der hat immer so pyramidal feine Ausdrücke. Es ist weiße, schimmernde Seide mit schwarzen, glänzenden Ponpons; die Strümpfe sind schwarz und die Schühlein weiß, zu reizend wie das aussieht! Und Sie glauben gar nicht, wie einfach famos mir der Spitzhut steht!" „Doch, doch," sagt das Fräulein, und in ihrem kreisenden Hirn klingen die Worte: „Reiche Leute haben auch ihre Sorgen!" „Aber nicht so grausam harte wie die Armen!" stößt sie unwillkürlich rauh hervor.

„Wie meinen Sie, Fräulein?" begehrt Cilly halb höflich, halb neugierig zu wissen. „O nichts," versetzt Elisabeth tonlos und fährt sich flüchtig mit der Hand über die heißen, harmvollen Augen. „Sagen Sie mir bitte das Présent von prendre! Commencez: je prends, tu prends . . ."

„Nein, Cilly, nicht prennont, sondern ils prennent; das sollten Sie sich endlich merken!"

„Herrgott, Fräulein, ich hab's wirklich nicht so entsetzlich nötig, das zu wissen!" lacht die lustige Cilly. „Wenn ich nur recht gut auf deutsch weiß, was ich mir nehmen will, und das weiß ich schon ganz genau, ohne viel Kopfzerbrechen. Da nehm' ich mir zum Beispiel bei der Damenwahl auf unserm Maskenfest nächsten Samstag den Fritz Harden; der ist der allerflotteste unter den Primanern. Wie der tanzt, wie der die Mütze zieht! Sehen Sie mal, so!"

Cilly macht eine unendlich steifeckige, förmliche Armbewegung. Elisabeth lächelt — ein trübes, verzerrtes Lächeln! Sie will sich gerne mit dem frohen, sorglosen Kinde freuen; aber ihr Herz schlägt so dumpf, und in ihren Ohren braust und rauscht es.

„Sie sehen heute zum Entsetzen bleich aus," sagt Cilly erschrocken. „Sind Sie krank, Fräulein? Soll ich Ihnen ein Glas Wasser holen?"

Elisabeth schüttelt den Kopf. Dann steht sie schwerfällig auf; die Stunde ist zu Ende — eine Stunde bitterer Herzensqual, eine Stunde, in der ihr Mund nüchterne Worte formte und in der ihre traurige Seele verzweifelt geschluchzt hat!

Beim Aufstehen nimmt Elisabeth vom Tisch das kleine Geldstück, das man regelmäßig dahinlegt, „damit sich," wie die Frau vom Hause ihr nach der ersten Stunde erläuternd gesagt, „der Betrag nicht anhäufe; die fünfzig Pfennig jedesmal sind wie nichts; die merkt man natürlich kaum!"

„So nehme ich auch etwas," sagt Elisabeth mit ganz besonderer Betonung leise vor sich hin, als sie bedächtig das Geldstück in die kleine, abgegriffene Börse steckt. Dann verläßt sie eilig das Zimmer. Ihr wollen plötzlich die Tränen kommen, und sie ist nicht gewöhnt, vor andern Augen zu weinen — — —

Elisabeth Werner hat weiterhin gezogen am Mühseligkeitskarren ihres Lebens. Eine von vielen!

Sie hat sie weiter dahingeschleppt, die matte freudlose Existenz, und hat ihre kärglichen Stunden gegeben zu fünfzig Pfennig und zu fünfundsiebzig und wenn's hoch kam zu einer Mark. Zu einer möglichen neuen Enttäuschung hat sie nie wieder den Mut gefunden; dazu war ihre Natur zu schwer, zu scheu, zu wenig elastisch. Ihre Energie ward durch die Antwort auf den einzigen Bittbrief ihres Lebens förmlich zerschlagen.

Sie war verblüht, zerknittert, zermürbt vor der Zeit, eine jener traurigen Schlafwandlerinnen, für die es zur Barmherzigkeit wird, wenn kein barscher Ruf ihnen nutzlos den Abgrund ihres Elends zeigt, an dem sie mit abgestumpften Sinnen vorbeischleichen, deren müde Seelen nach solchem Rufe in trübem Schrecken fragen würden: „Warum weckt ihr uns? Da wir wachen wollten, achtetet ihr unser nicht; warum uns stören jetzt, da unsere Kraft so völlig siech geworden? Laßt uns! Es ist zu spät!" — — —